Unser Blatt

Christliche Monatsschrift,

herausgegeben im Auftrage der Allgemeinen Bundeskonferenz der Mennonitengemeinden der SSSR in Moskau 1925.

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

1. Jahrgang. — November 1925. — Nr. 2.

I. Licht und Wahrheit.

Adventsruf.

(Offenbar. Johan. 2, 4—5.)

Herbstabend ist's. Schwere dunkle Wolken hängen am Himmel. Kein Stern ist zu sehen. Der kalte Nordwind, der am Tage über die verödeten Felder, durch Städte und Dörfer geeilt ist und wild an den Ästen und Dächern gerüttelt hat, hat sich gelegt. Es ist still geworden in der Natur. Alles begibt sich zur Ruhe nach einem Tage voll Mühe und Arbeit. Es ist ja eine drückende Zeit, in der wir leben: ein heißer Kampf ums Dasein, ein Hasten und Ringen um eine gesicherte Existenzmöglichkeit, ein Fluchen und Schimpfen der Zurückgesetzten und Unterdrückten, ein Berg der bittersten Enttäuschungen, ein Meer des herben Schmerzes. So ist es heute...

Einst aber, vor vielen, vielen Jahren da zog ein wunderbarer Frühling über die winterlich schlafende Erde. Neues Leben, neues Keimen, neues Blühen, neues Hoffen, neues Werden,— kurz, eine Wiedergeburt ging durch die ganze Welt, als in jener trauten heiligen Nacht der Nächte ein Bote Gottes den wachenden Hirten auf dem Felde die frohe Botschaft verkündigte: „Euch ist heute der Heiland geboren!" Der Sohn Gottes ließ sich hernieder zur Erde, nahm Knechtsgestalt an und brachte ein neues Evangelium, das Evangelium der Liebe, den Menschen mit liebeleeren Herzen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Und diese überwältigende göttliche Liebe erweckte dankbare Gegenliebe in den erkalteten Herzen der Menschen. Ja es war ein wahrer Liebeseifer und Liebesdrang, der die ersten Christen erfüllte. Nicht ein bloßes Mundchristentum, nicht ein erstarrtes Glaubensbekenntnis war es; nein, es war allgemeine Überzeugung, was der Apostel Paulus in seinem ersten Briefe an die Korinther sagt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht ... und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze." Sie, die die Liebe Gottes so reichlich geschmeckt und erfahren, sie konnten nicht anders handeln: sie mußten Liebe üben. Keine Entbehrungen und Verfolgungen, keine noch so großen Marter konnten diesen Eifer löschen. Der in ihnen war, war eben größer und stärker, als der, welcher in der Welt ist. (1. Joh. 4, 4.) In diesem Bewußtsein ruft der Apostel Paulus in Römer 8, 35 aus: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?" Nun „Trübsal oder Angst, Verfolgung oder Hunger" haben's nicht vermocht, doch ein anderer Feind hat es vermocht, ein Feind, mit dem er scheinbar nicht gerechnet, denn er erhoffte ein baldiges Kommen des Herrn. Und dieser Feind heißt Zeit. Die lange, lange Wartezeit hat die harrenden Christen schläfrig gemacht. Der Liebesdrang erlosch, die Nächstenliebe erkaltete. Es trat im Leben der Christenheit eine lange dürre Sommerzeit ein, da die heiße Sonne mit der Glut ihrer Versuchungen alles zu versengen schien. Diese Schwüle herrschte durch Jahrhunderte hindurch, sie reichte bis in unsere Tage und hatte auch unser Volk betroffen. Es war eine drückende

Schwüle wie vor dem nahen Sturm. Und der Sturm kam. Er kam gewaltig, blutig und verheerend. Die Revolution, wie wir sie erlebt und durchlebt haben, war dieses furchtbare Ungewitter, da die zuckenden Blitze und die krachenden Donnerschläge äußerer Not und Entbehrung sich über unseren Häuptern, unseren Häusern, unserem Volke, unserem Lande entladen haben. Schwer getroffen und betroffen stehen wir als Volk heute da. Wir haben viel, sehr viel verloren, wir sind arm, sehr arm geworden und doch ... wir sind reich geworden, reich an einer Erkenntnis, die uns als Volk im Laufe der Zeit abhanden gekommen war. In den breitesten Schichten unseres Volkes hat man durch das wilde Getöse des Sturmes die warnende Stimme des Retters vernommen: „Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verläßt. Gedenke, wovon du gefallen bist und tue Buße und tue die ersten Werke.“ — „Wir haben gefehlt, vor Gott, wir haben in den vergangenen Tagen mannigfaltig gefehlt“ das ist das Bekenntnis unserer Gemeinden, „wir müssen Buße tun“.

„Wir müssen Buße tun“. Ja, das ist die ernste Forderung unserer Zeit. Und diese Forderung wird besonders dringend in unseren Tagen, da alle Zeichen vorliegen, daß eine große Stunde im Reiche Gottes zu schlagen beginnt. Es geht ein heiliges Ahnen durch die Reihen der Gläubigen. Überall, wo Kinder Gottes in bußfertiger Gesinnung und liebevoller Einheit zusammenkommen, macht sich die Überzeugung geltend: der Herr kommt. Der Adventsruf wird immer lauter: „Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer“.

Da ist es denn die Aufgabe eines jeden Einzelnen, der da wartet auf die Erscheinung Jesu Christi, sich zu rüsten, sich fertig zu machen zu dieser großen Stunde. Der Herr kommt...

„Es spricht der solches bezeugt: „Ja ich komme bald. Amen, ja komm Herr Jesu!“ (Offenbarung 22, 20.)

Die Hebung des geistlichen Zustandes in der Gemeinde.

Referat von Gerhard Kopper, gelesen auf der Bundeskonferenz in Moskau.

Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte traurige Tatsache, daß das frische Gemeinschaftsleben, welches eine neugegründete Gemeinde auszeichnet, gewöhnlich nach einigen Jahren, wenigstens in den folgenden Generationen, sich verflacht und abkühlt. Ist eine Gemeinde ziemlich groß, wohl auch noch über einen weiten Flächenraum zerstreut, so ist sie nicht leicht zu überblicken und das einzelne Glied entgeht dadurch eher der Beobachtung und der Pflege. Jedes Glied der Gemeinde soll seine Pflege haben und sich nicht selbst überlassen bleiben, und das erfordert viel Zeit und Kraft, die nicht von acht oder zehn Personen ausgeführt werden kann, da muß die ganze Gemeinde als ein Ganzes arbeiten und zwar in Übereinstimmung und Einvernehmen. Gewiß kann alle diese Arbeit nur unter dem Beistande Gottes mit viel Gebet und Flehen getan werden, denn an Gottes Segen ist alles gelegen. Doch ist eine solche Arbeit in der Gemeinde ohne viel Fleiß und Ausdauer nicht zu denken. Es sollen da viel willige Herzen sein. Unsere Arbeit ist Pflanzen und Begießen, und Gott gibt das Gedeihen. (1. Kor. 3, 6.) Diese Arbeit soll in dieser Abhandlung etwas beleuchtet werden, indem wir sie in folgende Abschnitte einteilen:

1. Die Arbeit der Prediger.
2. Die Arbeit der Gemeinde.
3. Die Arbeit in der Familie.

1. Die Arbeit der Prediger. Die Arbeit der Prediger muß natürlich obenan stehen, wenn sie auch nicht ausschließlich die Gemeinde bauen und erhalten soll. Aber die Prediger sind nach Hebräer 13, 17 diejenigen, die über jedes Glied zu wachen haben und sogar Rechenschaft geben sollen. Da ist es einleuchtend, daß bloße Vorträge an den Sonntagen nicht genügen, wären sie auch noch so schön und inhaltsreich. Nein, eine Gemeinde, wo die Prediger nur an den Sonntagen arbeiten, kann in der Regel nicht auf ihrer einstigen Höhe bleiben, sie wird nach und nach sinken, und die Gemeindeglieder werden in ihrem inneren Leben einander entfremdet werden. Der Apostel Petrus schreibt 1. Petri 5, 2. 3: „Weidet die Herde Christi, die euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern willig, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrund, nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde.“ Dieses Weiden besteht zum allerwenigsten darin, daß sie zu gewissen Zeiten ihre bestimmten Vorträge halten, sondern in der Sorge um die Gemeinde und für jedes Glied im besondern. Fast in jedem Brief berichtet der Apostel Paulus, wie er für die Gemeinden ringt und betet. Einen besonderen Einblick in seine Fürbitten für dieselben geben uns die Stellen Epheser 1, 15—23, Kap. 3, 14—21, Kolosser 2, 1—2. Welch ein

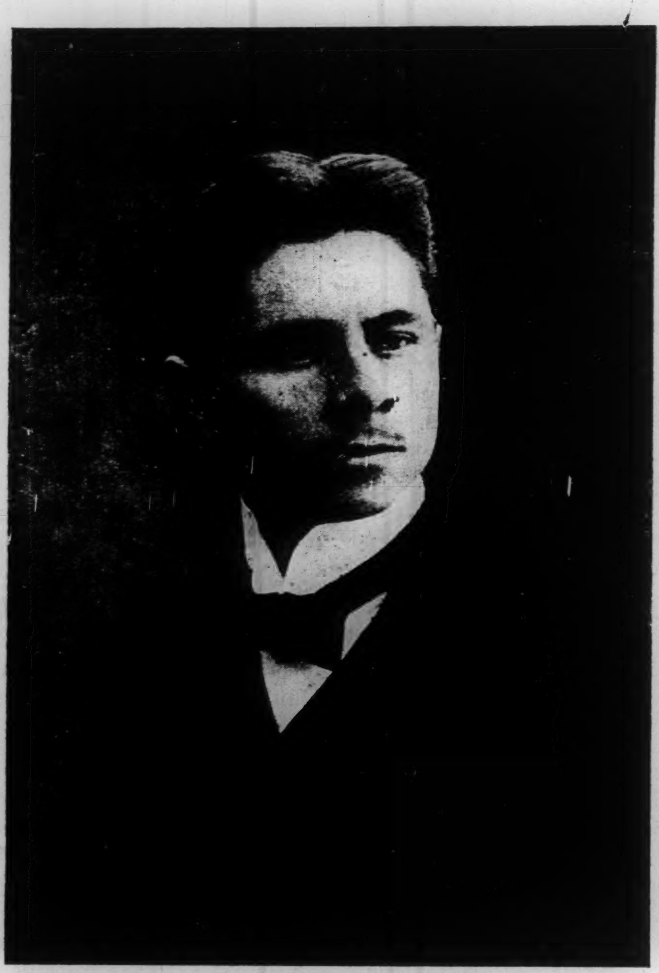
Ringen um die Gemeinden gibt sich da kund. Wir sollen ihm darinnen nacheifern. Treue Seelsorge, wobei einzelne Seelen bei Hausbesuchen aufgesucht, ermahnt, gestraft, ermuntert und getröstet werden und mit ihnen gebetet wird, wird auch vom Segen Gottes begleitet werden. Anders kann die Arbeit an den Seelen keinesfalls betrieben werden; wie soll man sonst Rechenschaft für dieselben geben können. Auch Epaphras, dessen der Apostel Paulus im Kolosserbrief erwähnt, gibt uns ein Vorbild, wie ein Seelsorger für die Gemeinde einsteht. Kolosser 4, 12 lesen wir: „Es grüßet euch Epaphras, der von den Euren ist, ein Knecht Christi, und allezeit ringt für euch mit Gebeten, auf daß ihr bestehet vollkommen und erfüllt mit allem Willen Gottes." Von großem Segen ist es gewiß auch, wenn Prediger aus anderen Gemeinden, besonders auch aus entfernteren, die Gemeinden besuchen und nicht nur mit dem Wort dienen, sondern auch Hausbesuche machen, mit den einzelnen Seelen reden, sie nach ihrem Zustande fragen und mit ihnen beten.

Weiter sollen Prediger des Evangeliums wachen über die reine Lehre, damit nicht Irrlehren einreißen und unbefestigte Seelen wankend und schwankend gemacht werden, nach Ephes. 4, 14 u. Kap. 5, 6. Den Timotheus ermahnt der Apostel Paulus 1. Tim. 4, 16: „Habe acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken, denn, wo du solches tust, wirst du dich selig machen und die dich hören." Weiter erteilt der Herr Jesus dem Engel der Gemeinden in Ephesus in Offenbar. 2, 6 ein Lob, daß er die Werke der Nikolaiten, natürlich auch ihre Lehre, hasse, dagegen tadelt er den Engel der Gemeinde zu Pergamus scharf, daß er in seiner Gemeinde solche habe, die an der Lehre der Nikolaiten halten (Offenb. 2, 15). Er sagt geradezu: „Das hasse ich". Es war eine Lehre, die den Fleischeswerken auf Kosten der Reinheit des Herzens und der Gemeinschaft mit Gott Raum gab.

Es sind zu allen Zeiten Irrlehren aufgetaucht, vorzugsweise geschieht das aber in den letzten Zeiten vor der Zukunft des Herrn, wie solches Paulus an die Thessalonicher schreibt. (2. Thessal. 2, 10. 11.) Ja durch falsche Diener Christi werden falsche Lehren, die den Schein der Gottseligkeit haben, ausgebreitet. Da gilt es zu wachen, den Feind zu entlarven und zu bekämpfen.

2. **Die Arbeit der Gemeinde.** Die Arbeit der Gemeinde ist nicht minder wichtig, als die Arbeit des Vorstandes. Zur Hebung des inneren Lebens muß sie sehr viel beitragen. Ohne die Arbeit der Gemeinde geht das innere Leben unfehlbar rückwärts. Es hat jeder Gläubige die Pflicht, an seinem Bruder oder an seiner Schwester, wenn er dieselben fehlen sieht, Priesterdienst zu tun. Schon zu den Kindern Israel spricht der Herr 3. Mos. 19, 17: „Du sollst deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern du sollst deinen Nächsten zurechtweisen, auf daß du nicht seinethalben Schuld tragen müssest." Welch eine Verantwortung legt der Herr einem jeden auf, der seinen Nächsten fehlen sieht. Sehr oft geschieht das gerade Gegenteil von dem, was Gottes Wille an uns ist. Man haßt und verachtet oft, wo man zurechtweisen soll. Freilich darf solches nicht im lieblosen Richtgeist geschehen, denn das würde die Sache mehr verderben als bessern. In Galater 6, 12 lesen wir: „Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilt würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, die ihr geistlich seid, und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versucht werdest." Dies Wort richtet der Apostel Paulus nicht an die Vorsteher der Gemeinde, sondern an die Brüder in derselben. Also sollen wir einer den andern ermahnen und zwar in herzlicher Liebe und Wachsamkeit, damit wir nicht unter das Wort in Römer 2, 1 fallen, wo es heißt: „Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du bist, der da richtet, denn worinnen du einen andern richtest, verdammst du dich selbst, sintemal du eben dasselbe tust, das du richtest." Also zurechthelfen mit sanftmütigem Geist, nicht richten. So werden wir geschickt, des anderen Lasten tragen zu helfen.

In bezug auf die Arbeit der Gemeindeglieder unter sich selbst, sagt auch der Herr Jesus in Matthäus 18, 15—17: „Sündigt aber dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein rc." Es ist geradezu in die Augen fallend, wie auch bei dieser Gelegenheit der Herr Jesus keine Erwähnung macht von dem Vorstand der Gemeinde; es heißt einfach zwischen dir und i h m a l l e i n, dann noch mit etlichen Brüdern und zuletzt, wenn das alles nichts hilft, soll die Gemeinde diese Sache in die Hand nehmen, und nur hierbei hat der Vorstand etwas zu tun, nicht eher. Dieses Verfahren, wie der Herr Jesus es uns vorführt, läßt uns einen Blick tun in eine Gemeinde, wie sie nach seinen Worten sein soll und wie er sie voraussetzt. Es zeigt uns die Arbeit der



✝ **Jakob Dück,**
Leiter der Zeltmission in Süd-Rußland.

Brüder, resp. der Schwestern, in der Gemeinde. Wer aber in solchen Fällen, anstatt selbst an die Arbeit zu gehen, nur zum Prediger geht, die Sache anzeigt und dann mit voller Beruhigung meint, seine Pflicht getan zu haben, der ist ein lässiger und träger Knecht; er wird auch schwerlich in rechtem Mitleid die Sache dem Herrn im Gebet bringen. Hiervon, nämlich wie wir solche Sachen dem Herrn bringen sollen, zeigt der Herr Jesus uns im Gleichnis vom Schalksknecht in Matth. 18, 3, wo es heißt: „Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt und kamen und brachten vor ihren Herrn alles, was sich begeben hatte.“ Das waren rechte Mitknechte mit einem Herzen voll Mitleiden. Sie waren betrübt über die Sünden des Bruders und ohne vor unberufenen Kreisen etwas zu reden, gehen sie und bringen es in herzlichem Gebet vor den Herrn. Das ist die rechte Weise, wie ein Bruder sich zu dem Vergehen des anderen stellen soll. Da ist zu erwarten, daß der Herr Segen gibt und den irrenden Bruder zurückführt.

(Schluß folgt.)

Herbst.

Der Mutter Erde liebstes Kind
Naht mit des Sommers Ende,
Wo all die goldnen Tage sind
Wie weiche Mutterhände.

Der Frühling brachte Blütenpracht,
Der Sommer Frucht und Ähren,
Der Herbst zur Reife hat gebracht
Den süßen Most der Beeren.

Und überall kein Ton, kein Duft,
Nur farbenreiches Prangen.
Voll Sommerfäden hängt die Luft,
Ringsum ein leises Bangen.

Nachts tönt der Wandervögel Schrei,
Die nach dem Süden streben.
Auch meine Seele macht sich frei,
Möcht' fort von dannen schweben...

R. St.

II. Geschichtliches.

Vierhundert Jahre Mennonitischer Geschichte.

Motto: 5. Mose 32, 7.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun erhob sich der Sturm einer allgemeinen Verfolgung. Viele Männer und Frauen wurden gefangen gesetzt und geschwemmt, d. h. an einen Strick gebunden, dreimal im Fluß untergetaucht und dann wieder herausgezogen. Wer nicht reformiert werden wollte, mußte darauf das Land verlassen; wer wiederkam, wurde ersäuft. — So gings in allen Kantonen der Schweiz. Viele flohen daher in die Rheingegend nach Elsaß, Schwaben, Tyrol und auch nach Mähren. In rührenden Liedern haben sie beides festgelegt, — sowohl die Erinnerungen an die genossenen Segenszeiten, als auch die Bekenntnistreue ihrer Märtyrer. Wohin sie kamen, zeugten sie von der erkannten Wahrheit.

Doch hatte das Wachstum der Gemeinden in der Schweiz vorläufig ein Ende. Die wenigen Zurückgebliebenen zogen sich völlig in die Stille zurück, und als Zwingli 1531 in der Schlacht bei Kappeln umkam, ließen auch die Verfolgungen von seiten der Protestanten ganz nach, von den Katholischen hatten sie damals wenig zu leiden. —

Die Mehrzahl der aus der Schweiz, Tyrol und Oberösterreich Vertriebenen flüchteten nach Mähren. Dort nahm ein Teil des Adels sich der Verfolgten freundlich an, gewährte ihnen Obdach, Arbeit und Schutz. Ihre Dankbarkeit bewiesen sie durch musterhafte Bearbeitung der ihnen anvertrauten sumpfigen, unfruchtbaren Länder, die sie in blühende Wiesen und fruchtbare Äcker umwandelten. Ihre Höfe bezeichnete man bald als die „Honigstöcke" des Landes.

In Oberdeutschland, wohin auch nicht wenige der Flüchtlinge kamen, war man hart gegen sie, weil sie die Kindertaufe verwarfen. Am 4. Juni 1528 verfügte Kaiser Karl V. als „Schirmherr des heiligsten christlichen Glaubens", daß alle und jede Wiedertäufer und Wiedergetauften, Männer und Weiber verständigen Alters, vom natürlichen Leben zum Tode mit Feuer, Schwert rc. gebracht werden sollten, Begnadigung aber nur diejenigen finden könnten, die ihren Irrtum unverzüglich bekennen, denselben widerrufen, sowie Buße und Strafe darüber anzunehmen willig seien und um Gnade bitten. —

In Bayern begann eine förmliche Hetzjagd auf die Täufer. Der hervorragendste Vertreter des süddeutschen Täufertums war der bereits zu Anfang genannte Hans Denk. Seine edle Persönlichkeit hatte auf die ganze Bewegung den tiefsten Einfluß. Gemeinsam mit Ludwig Hätzer übersetzten sie die Propheten ins Deutsche. Diese Verdeutschung war so vortrefflich, daß sowohl Luther, als auch die Züricher Theologen sie bei ihren späteren Bibelübersetzungen fleißig benutzt haben. 1527 kam Hans Denk nach Basel, wo er schwer erkrankte und — erst 32 Jahre alt — starb. Sein Glaubensgrundsatz war: „Christum vermag niemand wahrlich zu erkennen, es sei denn, daß er ihm nachfolge im Leben." Denk war seiner Zeit um Jahrhunderte voraus. Er war der Prophet der Gewissensfreiheit. Dieselbe hat er nicht nur gepredigt, sondern auch betätigt. — Dem Einfluße seines großangelegten Charakters gelang es, drohenden schwärmerischen Auswüchsen des Täufertums wirksam entgegen zutreten und die ihm unterstellten Gemeinden auf gesunden Bahnen zu erhalten. — Er besaß große Schriftkenntnis und übte die größte Milde in seinem Urteil. Nie finden wir in seinen Schriften die groben Ausdrücke, wie die zeitgenössischen Theologen sie damals liebten und die man so gerne mit dem Geist der Zeit entschuldigt. —

Menno Symons. Auch nach den Niederlanden war die neue Lehre schon frühzeitig gekommen. Waldenser Flüchtlinge hatten sie Ende des 15. Jahrhunderts nach Flandern gebracht. Ihr sittenreiner Lebenswandel, ihr wohltätiges Wirken trotz allerlei Drangsalen waren ein beredtes Zeugnis für die Kraft des lauteren Evangeliums. Die Regierung aber, allen kirchlichen Neuerungen abhold, besonders noch der täuferischen Richtung, trat ihnen bald schon feindselig entgegen. Der Gerichtshof von

Flandern verurteilte einen gewissen Sicke Frerichs zum Tode auf dem Rad, weil er die Spättaufe hatte an sich vollziehen lassen. (31. März 1531.) Seine Hinrichtung aber sollte einem anderen Mann den Anstoß geben, auch äußerlich die Ketten Roms abzuschütteln, die innerlich schon längst zerbrochen waren. Das war Menno Symons.

Seinem Leben und Wirken zu folgen, überschreitet weit den Rahmen dieses Artikels. Wir bleiben daher nur bei einigen seiner Grundanschauungen stehen. — In seinen Sendschreiben begründet er seine Auffassung von Taufe und Abendmahl unter Hinweis auf das Evangelium, das Vorbild der Apostel und der ersten Christengemeinde.

Der Taufe legt er nicht die Bedeutung bei, welche ihr von anderen Führern sowie von kirchlichen Theologen zuerkannt wurde: ihm war die neue Geburt, nicht aber die Wassertaufe das Merkmal wahren Christentums. Nur die galten ihm als wahre Christen, die mit dem Wandel bewiesen, daß sie durch den Heiligen Geist ein neues Leben empfangen hatten, nicht aber solche, welche mit dem Munde sich des wahren Glaubens rühmten, aber durch Leben und Wandel demselben Hohn sprachen.

Zu vielen äußeren Verfolgungen und Bedrückungen, kamen noch Uneinigkeiten in den Gemeinden. Sehr betrübend war es auch für ihn, daß sein Mitarbeiter Obbe Philipps, derselbe, der ihn einstmals ordiniert hatte, aus der Täufergemeinschaft austrat. Ein anderer Amtsbruder, Adam Pastor, der die Dreieinigkeit Gottes leugnete, wurde auf Beschluß einer Ältestenkonferenz 1547 zu Goch ausgeschlossen. Dazu kam der traurige Bannstreit. Die strengere Richtung verlangte in Fällen der Absonderung auch die Ehemeidung. 1557 kam es infolge der Bannstreitigkeiten zum offenen Bruch. Menno suchte zu vermitteln, zu überbrücken — doch umsonst. In mancherlei Beziehungen verdunkelt war sein Lebensabend. Er starb am 13. Januar 1559 (geb. 1492) in Wüstenfelde.

Mennos Wirken war für die Entwickelung des Täufertums von besonderer Bedeutung. Christliche Demut und innige Frömmigkeit, eine ernste Weltanschauung, felsenfestes Gottvertrauen und ein unerschütterliches Einstehen für seine Überzeugung hoben ihn weit über die Massen der Täufer hinaus. Sein Streben nach Heiligung und nach dem Ausleben der göttlichen Erkenntnis war für die Seinen von hoher Bedeutung. Mit großer Treu und Liebe wirkte er in ausgleichendem Sinne unter den Seinen und war stets bedacht, die Gemeinde Gottes rein zu erhalten. — Überall von den Verfolgern aufgespürt, täglich der Lebensgefahr ausgesetzt, hat Menno unstät und flüchtig die Lande Deutschlands im Westen und Norden durchzogen, ohne irgendwo festen Fuß fassen zu können. Das war damals der Täufer Los. Darum bedeutete auch sein Entschluß, sich dem Dienste der Taufgemeinden zu widmen, für ihn das Kreuz Christi. Und wer empfindet nicht Dankbarkeit und Verehrung dem Manne gegenüber, der Jahrzehnte lang dieses Los in Ergebung getragen und dabei noch Zeit und Kraft zu einer Tätigkeit unter den Gemeinden durch Wort und Schrift findet, wie keiner vor ihm und nach ihm?! Mag ihm denn auch die imponierende Größe eines Luther, Zwingli, Calvin abgehen — Menno, der Prediger unter dem Kreuz Christi, bleibt uns teuer und ist auch ein „Großer im Reiche Gottes“.

Auch in den Niederlanden hielten die Verfolgungen der Täufer lange an. Die Bibel war unter ihnen in vielen Ausgaben verbreitet, denn unter dem Druck der Verfolgungen wuchs das Verlangen nach Gottes Wort.

Unter den holländischen Mennoniten gabs bald verschiedene Richtungen: da waren die Waterländer, welche weitherzigere Ansichten vertraten, die selbständigen Friesen, welche ihr Gemeindeleben nicht bestimmten Gesetzen unterwerfen wollten. Eigene Gemeinden bildeten die Flaminger (Flämische), in Friesland ansässig gewordene Flüchtlinge. Die Richtungen standen sich anfangs schroff gegenüber, eine bannte die andere, und wollte jemand ins andere Lager übergehen, so geschah die Aufnahme nur durch Taufe. Schließlich aber siegte doch wiederum der Geist der Zusammengehörigkeit und es gelang dem freieren Geist der Waterländer dem Einigungsgedanken die rechten Wege zu bahnen. Derselbe fand zunächst in einer gemeinsamen Bekenntnisschrift seinen Ausdruck, so daß schließlich auf alle Parteien die Bezeichnung „Mennoniten“ angewandt werden konnte.

Anfänge des Mennonitentums in Ost- und Westpreußen.

Der polnisch-preußische Krieg (1519—1521) hatte das Land in schwere wirtschaftliche Notlage gebracht: die Felder verwüstet, die Einwohner teils verheerenden Seuchen erlegen, teils geflohen. — Herzog Albrecht aber wollte sein Land wiederum besiedeln und bemühte sich besonders um holländische Ansiedler, die aus einem wirtschaftlich hochstehenden Lande

kamen und daher befähigt waren, der neuen Heimat wertvolle Dienste zu leisten. Die bedrängten holländischen Taufgesinnten kamen gern. Sie bekamen Ausnahmestellungen im Lande, Befreiung vom Eid und Wehrlosigkeit, was aber nur zu bald das Mißfallen der lutherischen Geistlichkeit erregte. Durch diese beeinflußt, wandte sich der Herzog 1532 an Luther, welcher ihm riet, die Täufer nicht zu dulden. Da entschloß sich der Herzog sie wiederum zu vertreiben. Am 23. Oktober erschien der Ausweisungsbefehl. Die Amtleute jedoch, welche so gute und arbeitsame Bürger nicht los sein wollten, beachteten denselben wenig, und schließlich ließ sich auch der Herzog bewegen, ihnen einen anderen Siedlungsplatz, das Dorf Schönberg, anzuweisen. Doch wiederum nicht auf lange: nur zu bald schon mußten die meisten dem erneuten Verlangen der lutherischen Geistlichkeit weichen und auswandern. Da nahm Danzig sich ihrer an und überließ ihnen den öden sumpfigen Werder.

Die heftigen Glaubensverfolgungen um die Mitte des 16. Jahrhunderts zwangen jedoch immer mehr holländische Mennoniten zur Flucht. Wiederum war es der Herzog, der sie aufnahm, denn schließlich lag ihm die Urbarmachung seines Landes doch mehr am Herzen als die Mißgunst der geistlichen Herren. Auch in Polen zogen sie ein und fanden Siedelungsgebiete bei Elbing und im Marienburger Werder. Die uneingeschränkte Duldung dauerte ja freilich jedesmal nicht lange — für die Befreiung vom Militärdienst mußten sie immer stark am Einkommen bluten, hatten auch mancherlei Ungemach zu tragen, — dennoch arbeiteten sie im Vertrauen auf den Herrn unverzagt weiter und wurden auch bei den schweren wirtschaftlichen Anfängen von den holländischen Gemeinden tatkräftig unterstützt.

Nach der Erhebung Preußens zum Königreich vollzog sich unter Friedrich I. ein für die Mennoniten günstiger Umschwung. Er rief 1710 die hartbedrängten Berner Täufer ins Land und wieß ihnen Siedlungsplätze an. Er gab ihnen auch Gewissensfreiheit, sowie Befreiung vom Waffendienst. Und so kamen die Mennoniten bis nach Lithauen. Doch auch in Preußen gab der Wehrdienst die äußere Veranlassung zu Angriffen auf sie, während die innere wohl mehr in dem sich stark mehrenden Wohlstande derselben lag. — Zahlungen, Bedrückungen, kein volles Bürgerrecht und manches andere noch dazu, ließ ihnen die Einladung nach Rußland schließlich wie ein Ruf vom Himmel erscheinen. Massenhaft wanderten sie aus. 1789 traf der erste Transport Einwanderer bei Chortitza ein, 1804 begann die Ansiedlung an der Molotschnaja — und wie es dann weiter geworden, davon erzählt uns P. Friesen in seinem Buch und andere, wissen wir teilweise auch aus eigenster Anschauung. Überblicken wir jedoch den Zeitraum der zurückgelegten 400 Jahre, so können wir nicht anders, als dankend und anbetend bekennen: „Bis hierher hat der Herr geholfen.“ 1. Sam. 7, 12.

Woher der Name Mennoniten?

Die Glieder der verschiedenen Richtungen der Täufer wählten als Unterscheidungsnamen oftmals für sich den Namen dessen, der sie getauft hatte. Daß dabei Mennos Name ganz besonders häufig zur Geltung kam, ist selbstverständlich. Auch wollte man sich dadurch vor der Vermischung mit den aufrührerischen Elementen der Münsterschen Wiedertäufer schützen. In Ostfrießland kommt die Bezeichnung „Mennoniten“ amtlich 1544 zum ersten Male vor. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde sie nach Mennos Tode besonders häufig und gelangte schließlich zur allgemeinen Bedeutung. Bis 1578 wurde der Name auch in Holland, sowie in Nord- und Süddeutschland, in Baden, Pfalz 2c. geführt. In Holland jedoch verschwand er wieder nach 1577, wo allgemeine Glaubensfreiheit im Lande herrschte, ebenso in Frankreich und in der Schweiz. Statt dessen kam in Holland die Bezeichnung „Taufgesinnte“ immer mehr zur Geltung. Im Volksmunde aber kennt man sie auch dort noch als „Mennisten“. Die Täufer der Schweiz nennen sich jetzt „Altevangelische“.

III. Aus den Gemeinden für die Gemeinden.

Bericht über das Missionsfeld im Norden Asiens am Obstrom und den Nebenflüssen.

Von Johann Peters.

(Fortsetzung.)

Um den Lesern „Unseres Blattes" ein möglichst klares Bild vom nordasiatischen Missionsfeld zu geben, teile ich weiter meinen Bericht in 3 Teile: 1. Die Gegend, 2. Die Völkerstämme, 3. Die Arbeit unter ihnen.

Dieses große Arbeitsfeld, welches 300 Werst nördlich von Tomsk von der Stadt Kolpaschewo, anfängt, zieht sich den Obstrom entlang bis zum Eismeer hin, wohl über 2.000 Werst. Die normale Breite des Flußes ist wohl eine Werst im Narymschen Kreis, bis 3 Werst im Surgutschen und, wo der große Irtysch hineinfällt, noch breiter. Während des Hochwassers dehnt er sich stellenweise bis 40 Werst aus, so daß der Wald weit und breit unter Wasser steht. Es sind hauptsächlich Niederungen, die im Frühjahr unter Wasser kommen und die prächtigsten Steppen darstellen. Die Quecke wächst hier bis über drei Arschin und bietet mit den anderen Gräsern eine Menge Futter fürs Vieh. Die Krone des Waldes bildet die Zeder mit ihren fingerlangen Nadeln. Sie liefert die schönen braunen, saftigen Nüße, die zu Öl verwendet werden. Dann sind noch Fichten- und Tannenwälder, Birken, Espen, drei Arten von Weiden, Lärchenbäume, Vogelbeerbäume, Traubenkirschbäume usw. Die letzten zwei tragen rote und schwarze Beeren, die gut zu genießen sind. Im Walde wachsen die verschiedensten Beeren: Blaubeere, Schwarzbeere, Himbeere usw. Unter den Tieren des Waldes ist der schwarze und braune Bär der König; sein abgezogenes Fell hat eine Länge oft über vier und eine halbe Arschin. Er lebt von Beeren und Wurzeln, aber wenn er in die Nähe der Ansiedlungen kommt, dann zerreißt er auch manche Kuh. Auch unsere Missionsgeschwister und wir haben es erfahren müssen, indem er ihnen und uns die einzige Kuh zerrissen hat. Noch die verschiedensten Tiere, Vögel, Insekten beleben den Wald; sie bereiten dem Beobachter den größten Zeitvertreib und wirken manchesmal erfreuend, manchesmal auch laut schreiend auf ihn ein. Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Psalm 104, 24.

Die Urbewohner dieser Gegend sind die Ostjaken, wahrscheinlich finnischer Abstammung. (In ihrer Sprache nennen sie sich „Konndaki".) Sie sind klein, aber stark. Hin und wieder sieht man unter ihnen hohe Männer, seltener Frauen, die Frauen sind besonders klein. Die Gesichtsfarbe ist dunkel, auch das Haar ist dunkel, oft ganz schwarz und hart. Ihre Zahl vermindert sich. Es sind dieses wohl die Folgen ihres unsittlichen Lebenswandels. Das Alkoholtrinken und das viele Rauchen des starken Tabaks sind schwerdrückende Laster bei Männer, Frauen und Kindern. Es ist vorgekommen, daß der Mann beim Kartenspiel alles verlor, dann verspielte er auch sein Weib und mußte sie abgeben. Es kommt nicht selten vor, daß die Männer im trunkenen Zustande ihre Frauen krüppelig schlagen oder gar töten. So wurde die liebe kleine Anna, die einigermassen die russische Sprache beherrschte und meine Frau und mich in der Ostjakensprache unterrichtete, in unserer Abwesenheit, drei Tage nach der Entbindung, von ihrem jungen Manne mit einem Knüppel fast zu Tode geschlagen, worauf sie dann auch starb. Er hatte es in trunkenem Zustande getan, und tief waren Reue und Schmerz, als er zur Besinnung kam, denn er liebte seine Anna. Doch der Teufel treibt mit seinem Sklaven eiliger Mission, als es die Zeugen Jesu tun. Er ist mit seinem bitteren Vergiftungsmittel durch den ganzen Urwald geeilt und hat dadurch viele arme Menschen zu Mord und Laster verleitet.

Und wo sind die Zeugen Jesu, die dagegen kämpfen und arbeiten sollen? Wo sind sie? Von den Tausenden, die teuer erkauft sind, durch das Blut des Lammes und gerechtfertigt sind durch den Glauben, arbeiten nur einzelne unter den Heidenstämmen. Und die anderen? Leben sie sich selbst in ihren Wirtschaften und Handlungen? Wollen sie zur Ehre der Kultur zeigen, wie gut Gläubige in irdischer Beziehung leben können? Ist das das Ziel der Gotteskinder? Ist es nicht Befehl ihres hochgelobten Herren, die frohe Botschaft allen Nationen zu bringen und auf das nahe Kommen des Herrn zu warten? Vierundzwanzig Stämme schmachten in Rußland ohne Evangelium! Knechte Gottes, stehet auf, wachet,

 …tet, wirket, bis er kommt. Die Vergeltung kommt …t Ihm! O es hat eine große Belohnung, Ihm zu …rtrauen und nach Seinem Wort zu handeln! . .

 Doch zurück zu den Ostjaken. Sie wohnen in …eineren und größeren Holzhäusern mit einfacher …nrichtung, manche reinlich und ordentlich, viele …hmutzig im Rauch. Ihre Hauptbeschäftigung ist …schfang und Jagd, daher sie auch meistens von …ischen und Fleisch leben. In der letzten Zeit …auchen sie auch mehr Brot, welches sie für Felle …d Fische eintauschen. Auch das Teetrinken ist …hr verbreitet, wobei sie sich den Tee aus Himbee…nblättern und anderen Gewächsen zubereiten.

 Den Verkehr unterhalten sie im Sommer aus…schließlich auf dem Wasser, im Winter auf Schnee…uhen mit leichten, langen und schmalen Schlit…n, Narty genannt, wo sie sich selbst vorspannen …er auch die Jagdhunde. Zum Verkehr im …inter halten sie auch Pferde. Manche halten …r die Familie eine oder mehrere Kühe.

 Die Ostjaken sind Götzendiener. Obwohl sie …nter dem Namen „Torrim“ den Gott, der alles …schaffen hat, verstehen, so kennen sie ihn doch …icht als den Gott der Liebe und leben in Furcht …or ihm als dem unbekannten Gott. Sie dienen …em Wassergötzen Jukkur und dem Waldgötzen …unkur. Sie bringen ihnen als Opfer auch Pferde: …as Leder wird dem Waldgott an einem abge…egenen Ort am Baum aufgehängt, dem Wasser…ott wird es in den Strom hinabgelassen. Das …pferfleisch wird gekocht und gemeinsam verzehrt. …ief in den Wäldern haben sie Holzspeicher, wo …e aus Holz geschnitzte Menschengestalten ausstel…n und ihnen Opfer (Kleidungsstücke u. and.) …ringen. Doch scheinen sie wenigstens teilweise …ankrott zu sein mit ihrem Götzendienst: die mei…en wollen nicht viel davon sprechen. Etliche …agen: „Unsere Götzen helfen uns nicht, die rus…ischen Bilder auch nicht: wird aber dieser Gott, …en ihr predigt, uns helfen? Wenn ihr schon …ange von diesem Gott wisset, daß er liebt und …ettet, warum wissen wir es nicht?“

 Liebe Brüder und Schwestern, werden die …ordvölker am Tage des Gerichts nicht auftreten …nd auch unser Volk verklagen, daß es den Be…fehl Jesu nicht schon früher ausgerichtet hat? Warum gehen die Tausende ja Millionen auch …m Norden dahin ohne Licht und Heil? Fehlt …es an der Gnade Gottes? Nein, es fehlt an Boten, die Schuld trifft uns: zu wenig Erkennt…nis des Heilsplanes Gottes, zu wenig Liebe und herzliches Erbarmen, zu wenig Sehnsucht nach …der Wiederkunft Christi. Ist durch jene unserer Geschwister, die in den letzten Jahren Rußland verlassen haben, den wartenden Heidenstämmen Hilfe zu Teil geworden? Bis jetzt noch nicht, es kann ja kommen. Aber wir, die zurückgeblieben sind, die wir in Rußland ein Volk Gottes sind, lasset uns wirken, solang es Tag ist, mit heiligem Ernst, um unsere angehäufte Schuld gegen die Nachbarstämme zu entrichten und frei auszugehen am großen Tage des Herrn, der da kommt.

Im Narymschen sind die Ostjaken meistens zur rechtgläubigen Kirche übergeführt, teilweise auch im Surgutschen, und mit dem Bilderdienst bekannt gemacht worden. Besonders verehren sie den hl. Nikolaus, dessen Bild sie auch in ihren Häusern hängen haben. Trotzdem ist der Götzendienst im Herzen nicht erstorben. Sie haben lange Überlieferungsgeschichten, die sehr märchenhaft klingen. Eine eigene Schrift und also auch Bücher haben sie nicht, was das Erlernen der Sprache sehr erschwert, zudem sprechen die Surgutschen Ostjaken ein ganz anderes Dialekt wie die Narymschen.

Um in den Ehestand zu treten, stehlen sich die Männer die Frauen und kommen dann nach einem Jahr (manchmal auch früher), um sich mit den Eltern zu versöhnen. Man bemerkt unter ihnen die Nationalliebe: sie unterstützen sich gern gegenseitig. Stehlen gilt bei ihnen als ein großes Unrecht und kommt höchst selten vor. Auch sind sie friedliebend.

Ein anderer Stamm, den wir hier treffen, sind die Tungusen, die zur mongolischen Rasse gezählt werden. Sie haben den Geister- und sogar Teufelsdienst, und doch kann man sie lieben. Doch wo sind die willenlosen Arbeiter für diese schmachtende Nation, die bei der Anbetung ihrer Geister durchs Feuer gehen und von keinem Gott der Liebe wissen, die sich für sündlos erklären? Sie kommen vom Osten, vom Jenißeistrom, durch die Wälder und ziehen mit ihren Renntierherden von einem Sumpf zum andern. Im Sommer wie im Winter leben sie in Lederzelten und betreiben Jägerei und Fischerei. Wer wird zu diesen Verlorenen um Jesu willen gehen? Sie warten auf Licht und Heil.

Nördlicher von Surgut bis zum Eismeer wohnen die Samojeden und Syrjanen. Diese Gegend bis Obdorsk und weiter ist erst im vergangenen Winter vom siebzigjährigen Br. K. Benzien mit noch drei ledigen Brüdern besucht worden. Näheres über diese Stämme habe ich bis jetzt noch nicht erfahren.

Im Narymschen und Surgutschen wohnen auch viele altgläubige und rechtgläubige Russen. Die Altgläubigen sind zu des Patriarchen Nikons Zeiten hier eingewandert. Als derselbe die Kirchengesetze ändern ließ, wurden viele, die sich dieser Neuerung nicht fügen wollten, nach Sibirien verbannt. Sie leben nicht am Obstrom, sondern an den Nebenströmen, weit von der großen Verkehrsstraße entfernt. Sie halten sich an den alten Kirchengesetzen, indem sie mit niemand

zusammen essen, ihre Gefäße rein halten u.s.w. Auch fasten und beten sie viel. Und weil sie durch Werke gerecht werden wollen, so gibt es unter ihnen manche Wohltäter. Sie sind sehr arbeitsam und beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht u.s.w., so daß viele von ihnen in Wohlstand leben. Die Rechtgläubigen wohnen mehr am Ob, in den großen Wollostdörfern. Sie sind empfänglich fürs Evangelium, und es sind jetzt wohl schon mehr als an zwölf Orten Gläubige. Unter ihnen ist noch viel Arbeit: sie freuen sich zu dem Licht.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise nach Turkestan.

(Fortsetzung und Schluß.)

Schon gleich nach meiner Ankunft priesen die Brüder immer wieder die Herrlichkeiten eines Gebirgsrittes. Mir blieben für solches Vergnügen zwei Tage übrig. Es hatte sich bald eine Gruppe von sechs Mann zusammengefunden: der 65-jährige Älteste der Köppentaler Gemeinde Br. Gerh. Kopper, Br. Wall, die Br. Abraham und Kornelius Dück, ein Absolvent der Tschongrauer Bibelschule Br. Schirling und ich.

An einem Freitag um 10 Uhr morgens ritten wir aus Köppental. Mir hatte man einen kleinen, aber zahmen und mit Gebirgsstegen wohlvertrauten kirgisischen Klepper gegeben. Von hoher Begeisterung fühlte ich nichts in mir, als ich so hoch zu Roß saß, denn ich rechnete mit allerhand möglichen Möglichkeiten und maß mit den Augen öfters den Abstand vom Rücken des Pferdes bis auf den harten Lehmboden. Zu Anfang ging es über grauer Steppe und schmale Kanäle vorwärts dem Gebirge zu, und nach ungefähr anderthalbstündigem Ritt waren wir im „Steintal" angekommen. Unser Ziel war das schmale Gebirgstal oder besser die Schlucht „Karagoin", von Nadelwald dicht bestanden. Wir ritten am Ufer des Gebirgsbaches Urumaral, von welchem die Dörfer das Wasser zur Bewässerung nehmen. Eine nie gesehene Welt tat sich mir auf, als wir in die enge Spalte der Schlucht einritten. Mächtig hohe Felsen ragten weit empor, hingen über den Weg, als müßten sie im nächsten Augenblicke mit furchtbaren Getöse herunterstürzen. Zur Rechten wie zur Linken waren sie da, und inmitten rauschte der abstürzende Bach. Um den besten Weg für die Pferde zu haben, mußten wir sehr oft durch das Wasser reiten, um an das gegenseitige Ufer zu gelangen, wo für den Augenblick der Weg besser war. An weiten Höhlen kamen wir vorbei, zu denen ganz niedrige und enge Eingänge führten. In so einem engen Höhlengange soll sich hier vor Kurzem ein kirgisischer Jäger mit einem Bären begegnet sein, wobei es beiden schlimm erging. Auf den Ruf des Jägers eilten andere herbei und erschlugen Petz, aber bei der Umarmung hatte der Nimrod auch soviel wegbekommen, daß er bald starb.

Viel Windungen macht diese Steinschlucht; nicht weit voraus kann man da sehen, doch nach einer „Ecke" erweitert sich die Schlucht zu dem sogen. „Weiten Tal", wo die Felsen zurückbleiben und ungeheure Erdmassen auftreten. Hier grünt es an beiden Seiten des Baches, und wo nur eine mehr ebene Fläche ist, wird sie von Kirgisen bewässert und besät. Hier sind auch öfters Kirgisenwohnungen anzutreffen, die jetzt aber in Sommerzeit verlassen sind, wo jedermann im Gebirge ist, d. h. hoch oben bei den Herden. Nur die bleiben zurück, welche die Bewässerung besorgen müssen. Die Stege sind hier im „Weiten Tale" auch besser. Am Rande findet man Grabmäler verstorbener vornehmer Leute aus den Kirgisen. Absichtlich sind sie dicht am Wegesrand begraben, damit Mohamed sie beim Weltende, wenn er durch die Welt reitet, auch finde...

Das „Weite Tal" wird nach einiger Zeit schmäler und schmäler und bald ist es wieder eine Schlucht. Am Ufer des Urumaral findet sich auch schon Gesträuch, hin und her ein Baum, man nähert sich bewaldeten Gegenden. Karagoin ist nicht mehr weit. Die Sonne war im Sinken. Vor Nacht noch wollten wir die Sennhütte erreichen, wo die Mennoniten im Vorigen Jahr ihr Vieh geweidet hatten. Ganz mit dunkelwerden kamen wir da an. Eine bange Frage war der Teekessel; wir hatten keinen mit, hatten uns auf gastfreie Kirgisen verlassen, und die waren nicht da. Während wir Reisig zusammentrugen, um ein Feuer gegen Kälte und Wölfe anzuschüren, ritten die beiden Brüder Dück noch weiter, Kirgisen mit einem Teekessel aufzusuchen. Nach anderthalb Stunden kamen sie zurück, und glücklich schwang der eine in seiner Rechten einen furchtbar schwarzgeräucherten Kessel. Als man den Deckel abhob und mit der Nase zu dicht an den Kessel kam, ließen sich allerhand „Dünste" vernehmen, aber etliche Werst über sogenannter Kulturwelt mit ihren Ansprüchen ist man nicht wählerisch. Rasch wurde der Kessell mit kaltem Wasser gefüllt und aufs Feuer gesetzt. Es gelang herrlich. Bald dampfte es aus demselben, die Schnetke und Zwieback wurden zurechtgerückt und das Gelage begann. Wenn man einen Tag lang auf dem Pferde gehangen hat und dann noch zuletzt auf die Mahlzeit cirka 2 Stunden warten muß, da hat man schon guten Appetit. So ist es auch erklärlich, daß der Kessel immer wieder mit klarem Wasser gefüllt wurde und aufs Feuer

stellt. Nach Mitternacht machten wir es uns in der Sennhütte bequem und rüsteten zum Schlafengehen. Fürsorgliche Freunde hatten mir eine dicke Wattendecke auf den Sattel geschnallt, aber so hoch oben war es doch empfindlich kalt, daß ich wenig und schlecht schlafen konnte. — Morgens nach Tee setzten wir die Reise fort. Ich hatte mir zum Ziele gesetzt, noch an demselben Tage auf Schnee zu treten, und die Brüder waren freundlich genug, auf meine Kaprizen einzugehen.

An tiefsten Abgründen und steilen Felswänden vorbei ging es weiter. Besonders schwierig war eine Stelle. Zur Rechten ein bodenloser Abgrund, zur Linken hohes Gebirge — und ein schmaler Steg, gerade breit genug für ein Pferdchen. Ein Rückwärts oder Ausbiegen gibt es nicht. Zuweilen hing mein rechter Fuß über den tiefen Abgrund. Anfangs bewahrte ich meine Ruhe, als aber der Steg nicht breiter wurde, der Abgrund nicht weiter abrückte — wurde mir sehr „wackelig“ zu Mute. Die anderen hatten auch wenig oder nichts zu sagen, so daß die kleine Kavalkade recht still dahin zog. Ich schaute weder zur Rechten noch zur Linken, nur unverwandt auf die Ohrenspitzen meines Pferdes. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust, als man die gefährliche Passage hinter sich hatte. Wir stiegen noch immer bergan, setzten noch einmal über den Fluß und sahen rechts vor uns ein Schneefeld liegen. Weil wir mit den Pferden nicht mehr vorwärts konnten, banden wir sie fest und kletterten auf dem Steingeröll aufwärts. Bald erreichten wir den Schnee, eine dicke Schicht, unter welcher das Wasser dem Fluß zuströmte. Weiter nach oben, auf sonnenbeschienener Fläche, blühten die allerverschiedensten roten, gelben, blauen Blumen. Mit Br. Kopper stiegen wir dahin, doch blieb er bald zurück; ich hatte aber im Sinn, meiner Frau und meinen Kleinen Blumen von hier mitzubringen. Steil ging es bergauf, doch es war nicht mehr weit. Wie hier auf solcher Höhe noch Blumen gedeihen! Wundersam nimmt sich im Schneegefilde ein buntes Blumenfeld aus. Nachdem ich eine Hand voll Blumen gepflückt hatte, stiegen wir ab bis zu den Pferden und begaben uns auf den Rückweg. Längere Strecken ritten wir auf bekanntem Wege, dann bogen wir in eine Schlucht ab, um über den Bergrücken einen kürzeren Weg zu nehmen. Tiefe Abgründe und steile Felswände hatte man hier nicht, aber einen recht hohen und dazu steilen Berg zu erklimmen. Die Kirgisen nennen diesen Weg den „kriggeligen“, und im Zick-Zack kommt man hier nur vorwärts, wobei die Pferde so sehr nach der einen Seite überneigen, um das Gleichgewicht zu behalten, daß man sich oft im Sattel zurechtrücken muß. Die Turkestaner Brüder fühlten sich wie echte Bergvölker recht wohl in solcher Situation, Bruder Schirling und ich fühlten uns weniger gehoben. Ich freute mich auf den Bergrücken selbst, wo man doch wenigstens wieder für etliche Augenblicke festen Boden unter den Füßen haben würde. Aber als Bruder Schirling den Berg erklommen hatte und oben hielt, rief er mir zu: „Jag' blos nicht zu stark herauf, sonst fährst rasend schnell an der andern Seite hinab.“ Ich hatte mir ein weites Plateau gedacht, wo man vor jeglichem Schwindelanfall sicher sei und fand einen kaum 2 Faden breiten Raum. Ich hatte in meiner Enttäuschung nur das eine Gefühl, als müsse ich zu der einen Seite des erklommenen Berges hinunterkollern. Dieses Empfinden schmälerte der Genuß der herrlichen Aussicht von diesem erhöhten Standpunkte aus. Vor uns das besiedelte Tal mit den Dörfern und Auls und dem vielen Baumwuchs, hinter uns die mächtigen Berggipfel mit ihren weißen Turbanen und die sinkende Sonne. Wenn man ein Stück Welt auf einmal so überschauen kann, scheint der Mensch doch nur ein winzig kleines Wesen. — Der Abstieg machte sich ganz prosaisch: wir mußten von den Pferden hinunter und dieselben führen, wobei mein Gaul bergab laufen wollte. Als sich der starke K. Dück an seinen Schwanz hängte, verging ihm solches Gelüste, er blieb in Reih und Glied. Spät um 10 Uhr abends kamen wir nach Hause, zum Umfallen müde, doch reich an neuen Eindrücken. Den Brüdern, die mich zu diesem Ritt drängten, bin ich sehr dankbar dafür und möchte es jedem raten, der nach Turkestan kommt, unbedingt in die Berge zu reiten, denn es lohnt sich, Gottes herrliche Natur und Seine Schöpfermacht näher kennen zu lernen. — Am nächsten Sonntag war ich zum letzten Male unter den versammelten Geschwistern im Versammlungshause in Gnadental. Montag schied ich von der Ansiedlung, wo ich eine Woche lang Gastfreundschaft, warmes Entgegenkommen und Liebe genossen hatte. Gott segne die Ansiedlung samt Ansiedlern...

Mehrere Male hatte ich die Auszugsgeschichte von Bartsch gelesen. Alles dieses lebte in mir jetzt auf. Manches war hier von alten Brüdern, die als Familienväter oder doch als 20-jährige Jünglinge den Auszug mitgemacht hatten, zu erfahren. Denkt man an die 17-wöchentliche Reise, an die Mühsale der Fahrt durch die Sandwüste oder über die flache Steppe ohne Wasser, die sehr unbestimmte Zukunft, dann staunt man über den Glaubensmut der Brüder. Für ihre Erkenntnis in punkto Wehrlosigkeit haben sie viele und schwere Opfer gebracht...

Mein Rückweg führte mich über Pischpeck und Taschkent nach Moskau. Am 3. Juli kam ich wohlbehalten bei den Meinen an. Ab.

Melitopol.

Nach langer Zeit ist es uns endlich gelungen, unser Gotteshaus in Melitopol wieder für die Mennonitengemeinde zu öffnen. Weil die Gemeinde im Winter 1923/24 das neue Statut nicht rechtzeitig zur Registration vorgestellt hatte, wurde durch Verfügung der örtlichen Behörde das Gotteshaus geschlossen und die Gemeinde für aufgelöst erklärt. Der Grund für die nicht rechtzeitige Vorstellung des neuen Statuts war teilweise, daß die Unkosten, die damit verbunden waren, nicht konnten aufgebracht werden (für Registration und Erneuerung des Kontraktes), weil die Gemeinde aus lauter mittellosen Gliedern bestand. Sämtliche Gemeindeglieder gehörten der Arbeiterklasse an, die größtenteils arbeitlos waren. Wir müssen leider zugeben, daß anderseits auch vielleicht zu wenig Interesse von seiten der Gemeinde für die Sache gezeigt worden ist, wozu auch der Umstand noch beitrug, daß wir keine Prediger haben (das Vorlesen ist eben kein freies Predigen), dann daß alle Gemeindeglieder in einer Entfernung von 1—2 Werst vom Gotteshause wohnen, auch daß das Gotteshaus im Winter nicht konnte geheizt werden. Kurz, die Kirche wurde geschlossen.

Wer nun das Verlangen hatte, das Wort Gottes zu hören, ging in das Versammlungshaus der russischen evangelischen Christen. Wenn hin und wieder mennonitische Prediger Melitopol besuchten, stellte die Gemeinde der russischen evangelischen Christen ihr Lokal in den Zwischenstunden für Gottedienst in deutscher Sprache (speziell für Deutsche) zur Verfügung. Wir anerkennen das stets freundliche Entgegenkommen der russischen evangelisch. Christen und sagen ihnen unser dankbares „Vergelts Gott".

Mit Gottes Hilfe ist uns nun wieder gestattet, unser mennonitisches Gotteshaus zu benutzen. Der liebe Gott sandte Leute, die uns materiell zu Hilfe kamen, und von behördlicher Seite zeigte man uns das freundlichste Entgegenkommen. Am 9. August d. J. konnten wir den ersten Gottesdienst in unserem Gotteshause abhalten, und seitdem ist all-sonntäglich Gottesdienst. Den 16. August besuchte uns der Prediger der Ohrloff-Lichtenauer Gemeinde D. Epp und trug uns das Wort Gottes am Vormittage und Nachmittage vor. Den 23. August durften wir den Ältesten der Halbstädter Gemeinde A. Klassen aufnehmen. Am Vormittage war allgemeiner Gottedienst, und am Nachmittage wurde von ihm im Gotteshause eine Trauhandlung vollzogen. —

Wir freuen uns, daß die beiden Prediger trotz der unbequemen Bahnverbindung nicht die Mühe gescheut haben, die Reise hierher zu machen und sagen ihnen unseren innigsten Dank. Seither hat uns niemand besucht, und wir wünschen doch so sehr, daß uns Prediger öfter besuchten. Wir haben ja bekanntlich keine Prediger. Öftere Besuche von Predigern würde dazu beitragen, daß unsere Gemeinde mehr zusammenhalte und der Kirchenbesuch reger werde.

Wie uns Pr. D. Epp bei seinem Hiersein mitteilte, haben sämtliche 12 Prediger der Lichtenau-Ohrloffer Gemeinde den Beschluß gefaßt, daß ein jeder der Prediger uns einmal im Jahr besuchen solle, welchen Beschluß wir mit der größten Freude begrüßen. Vielleicht hören wir bald auch aus anderen Gemeinden etwas Ähnliches. Könnte die KfK etwas dabei tun?

In Namen der Melitopoler Mennonitengemeinde
Der Kirchenvorstand.

Anm. der Red. Wie wir erfahren haben, ist die Melitopoler Gemeinde in letzter Zeit mehrere Mal besucht worden, haupsächlich von Predigern der Lichtenauer Gemeinde. Wir bitten die Amtsbrüder anderer Gemeinden, desgleichen zu tun.

Molotschnaja.

Mit dem Erntedankfeste in Gnadenheim am 18. Oktober näherten dieselben sich ihrem Ende. Nur ein Erntefest sollte wohl noch stattfinden. An jedes Fest schlossen sich Sammlungen, die zu Zwecken der inneren Mission und Unterhaltung unserer Anstalten, wie Taubstummenschule und „Bethania" veranstaltet wurden. An manchen Orten kamen nette Summen zusammen.

Das Gnadenheimer Fest unterschied sich sonst nicht von den anderen, nur, daß sich jetzt der Winter bemerkbar machte. Am Tage vorher, am Sonnabend den 17. Oktober, schneite es beinahe den ganzen Tag lang. Um 3 Uhr tags hörte es auf, und die Sonne blickte auf einige Augenblicke durch. Nachts fror es, und ganz ungewöhnlich für uns war am Sonntag die Landschaft: auf den grünen Blättern der Bäume lag der weiße Schnee; die Sonne schien den ganzen Tag, konnte aber nur den Schnee auf der Südseite der Dächer, Haufen und Hügel schmelzen. Am 17. Oktober schneite es einem Wirte in die „Lage" auf seiner Tenne, was an der Molotschnaja nicht oft vorkommt.

In den nächsten Tagen regnete es schön, so daß viel Feuchtigkeit herunterkam. Manchem war es schon zu trocken zum Säen, sollten jetzt aber noch schöne Tage kommen, dann würde noch sehr gesät werden.

Ad.

Turkestan, Kirgis. Aut. Gebiet.

Bericht über den gegenwärtigen Stand der ...nonitischen Gemeinden in der Nikolaipoler ...lost:

...anches Drückende und Schwere haben die ...meinden zu durchleben, weil: 1. das geistliche ...en im Großen und Ganzen sich nicht in dem ...ße äußert, wie es sollte, 2. Personen, die da ...annten, am Herrn gläubig geworden zu sein, ... eine Zeit lang den schmalen Weg gepilgert, ... entweder selbst der Gemeinde entsagen oder ...h mühevoller Arbeit von ihr ausgeschlossen ...den müssen. Auch die allgemeinen Versamm-...gen der Gemeinden werden nicht so vollzählig ...ucht, wie es sein sollte. —

...Trotzdem muß man verzeichnen, daß nicht al-... innere Leben in den Gemeinden verschwunden ... denn man sehnt sich allgemein nach einer Neubelebung, und manche Kinder Gottes haben in sich das Verlangen, tiefer in die Heilige Schrift eingeführt zu werden. Man hat schon eine wiederholte Eingabe (eine im vorigen Jahr, die andere in diesem Jahr) um Erlaubnis von Bibelkursen bei der Behörde eingereicht. Antwort auf die letzte noch nicht erhalten. Es haben sich auch Gelegenheiten geboten, in materieller Hinsicht Liebesdienste zu erweisen, und der Herr gibt Gnade, daß sich Geschwister finden, die willig sind, ihm mit ihren irdischen Gütern zu dienen.

Inbetreff der Gemeindezucht sind die drei Gemeinden am Orte sich gegenseitig behilflich, dieselbe aufrecht zu erhalten. —

Am 3. Oktober feierten die Gemeinden Erntedankfest, wo der Herr seinen Kindern aufs Neue Segen spendete.

Peter Pauls.

Sibirien.

Zum 1. Sonntag im Oktober d. J. war das ...ntedankfest in der Alexandrowskaer Gemeinde ...gesetzt. Einladung zur Teilnahme an dieser ...er waren überall verschickt worden. Es war ...schlossen, dieses Fest mit einem gemeinschaft-...en Mittagsmahle zu verbinden und deshalb ...ren alle Vorbereitungen dazu getroffen. Die ...Frauen der Alexandrowskaer Dorfsgemeinde, ... unser Kirchlein sich befindet, haben es sich ...t verdrießen lassen, zu kochen und zu backen ...d alles aufs Beste einzurichten. Ihnen ge-...hrt ein „Dankeschön".

...Sonnabend vor dem anberaumten Feste hat-... wir einen schönen Tag, jedoch gegen Abend ...wölkte sich der Himmel, des Nachts aber klärte ... sich, hatten schönen Mondschein bei gestirn-...n Himmel. Des Morgens regnete es bei hef-...em kaltem Winde, was vielleicht mehrere vom ...esuch des Festes wird abgehalten haben; ge-...n Mittag bis Abend war es recht schön. ...üchtig gezählt waren doch über 300 Seelen ...egen.

...Unser Kirchlein hatten liebende Hände recht ...ön und sinnbildlich mit den verschiedensten ...üchten und Sprüchen geschmückt. Der Älteste ...r Gemeinde, Br. Bergen, begrüßte die Ge-...einde mit warmen Worten und forderte sie ...f „opfere Gott Dank und bezahle dem Höch-...n deine Gelübde". Die Festrede hielt B. Fast. ...f Grund des Textes Mark. 8, 1—9 schilderte ... uns die drei Wunder in der Wüste: 1. die ...eilsbegierde des Volkes, 2. der Jünger Zweifel, 3. des Herrn Jesu Hilfe. Mit bewegten und zu Herzen gehenden Worten rollte er den Inhalt des Textes vor unseren Augen auf, und wir durften die Fußspuren Gottes auch in unserem eigenen Leben sehen. Je tiefer das Wort einschnitt, desto stiller wurde es in dem Kreise, besonders bei der Behandlung des ersten Teiles. Jeder hörte wohl den Pulsschlag seines eigenen Herzens, welches in dieser Stunde so nahe an das große Priesterherz Jesu gerückt wurde. Es war eine erhebende Feier, und gewiß darf man glauben, daß der Segen nicht ausbleiben wird. Zur Verschönerung des Festes trug der Sängerchor verschiedene Lob- und Danklieder vor. Nach 2½ stündiger Pause, in welcher alle Gäste zu Mittag speisten, wurde die Nachmittagsfeier von Br. Harder eingeleitet. Zu seiner Ansprache nahm er Psalm 65 und da besonders den 12. Vers. Den Schluß des Festes machte Br. A. Isaak, der nicht längst von Sagradowka hierher gezogen ist. Auch diese Nachmittagsstunden waren rechte Segensstunden. „O wohl einem Volke, des der Herr ihr Gott ist!" Nach dem Gottesdienste wurden die Überreste des Mahles versteigert; der Herr machte die Herzen willig, so daß die Ausgaben beinahe gedeckt wurden.

Alle die, die nicht zugegen gewesen und es vielleicht doch hätten möglich machen können — ihr habt einen Segen verloren! Aber diejenigen, die teilgenommen, werden es mit herzlichem Dank aussprechen: „Und wir, wir waren auch dabei!"

IV. Aus der Gemeindearbeit.

Gottesdienstlicher Gesang und Sängerchöre.

Referat von F. K. Thießen, gelesen auf der Bundeskonferenz in Moskau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Und jetzt kommen wir zur zweiten Instanz — das sind die Sängerchöre, welche die wichtige Aufgabe haben, den Gesang zu heben und die Predigt zu unterstützen. Ihr Gesang ist Verkündigung der Heilswahrheiten in singender Form, und nicht viele Prediger verstehen die Gefühle einer gläubigen Seele so zu schildern, wie es die poetischen und melodischen Ergüße wahrhaft gottbegnadeter Künstler tun. Jeder Chor besteht aus zwei Einheiten, die jedoch derart verbunden sind, daß eine ohne die andere nichts tun kann, das sind die Sänger und anderseits der Dirigent.

Zunächst einige Worte über die Sänger. Es ist eine alte Erfahrung, daß nur der vom Herzen kommende Gesang auch wieder zum Herzen gehen kann. Wie schön deshalb, wenn alle Sänger und Sängerinnen bewußtes Eigentum Jesu sind. Sind aber dadurch die anderen ausgeschlossen? Dürfen nur bewußte Jünger Jesu singen? Mit nichten! Schauen wir unsere Kinder an. Wer will behaupten, daß sie vor der Taufe in „Bausch und Bogen" ungläubig sind? Als ich vor einigen Jahren in eine unserer größten Ansiedlungen geladen wurde, eine Dirigentenkonferenz zu leiten, hörte ich mit Bedauern die allgemeinen Klagen der Dirigenten, daß die Gemeindevorstände oft die besten Stimmen zwingen, aus dem Chören auszutreten, weil sie ja nicht „gläubig" seien. Dadurch leidet dann entschieden die Sache und wir schädigen uns und dem Herrn. Es handelt sich hier in dieser Frage um junge Menschen, welche einen unbescholtenen Lebenswandel führen, um keine Lasterknechte, deren Leben ein wirkliches Ärgerniß für die Umgebung ist, oder um ausgesprochene Atheisten. Solche Leute wollen wir nicht einladen und hätten sie die herrlichsten Stimmen. Aber unsere mennonitischen Kinder sind, Gott sei Dank, doch fast alle bibelgläubig, sie glauben an Gott, den Schöpfer und Erhalter, an Christum und sein Versöhnungsopfer auf Golgatha und an die anderen Heilswahrheiten. Im Gegenteil, dadurch, daß der Sänger beim Vortrag der Lieder gezwungen wird, eine Liebe zum Herrn zu bekennen, die bis dahin vielleicht nicht so entschieden ausgesprochen war, bekommt er so oft den Anstoß, sich voll und ganz und bewußt für den Herrn entscheiden. Wie oft haben wir schon solches Bekenntnis aus dem Munde solcher Sänger hören dürfen. Deshalb wollen wir niemand, der in unseren Chören singen möchte und über eine gute Stimme verfügt, zurückweisen, sondern ihn aufmuntern und einladen. Je kräftiger der Chor, größer seine Bedeutung für die Gemeinde. Natürlich wollen wir den Herrn preisen für jeden Ort, wo es ihm gelingt, alle Sänger und Sängerinnen für sich zu gewinnen. Wenn wir für unsere Prediger beten, vergessen wir nicht unsere Chöre, denn beide tragen die Verantwortung für das verkündete Wort.

Fragen wir uns nun: Welchen Anforderungen muß der Dirigent entsprechen? Im allgemeinen wird die Aufgabe, die der Dirigent bei erfolgreicher Arbeit zu erfüllen hat, unterschätzt. Es genügt nicht immer, ein Freund des Gesanges zu sein, auch nicht allein ein entschiedener Christ zu sein, sondern der Dirigent muß unbedingt über gewiße musikalische Kenntnisse verfügen, um seine Aufgabe gerecht zu werden. Auch ein weltlicher Chor übt eine große Wirkung auf das Gemüt der Zuhörers aus, und in solchen Chören stellt man ganz andere Anforderungen an den Dirigenten als bei uns. Aber unser Gesang hat nicht allein den allgemeinen Zweck der Gemütsbildung und Veredelung, sondern daneben auch die hohe Aufgabe Evangelisation zu treiben und zu diesem Zwecke gottentfremdete Seelen heranzuholen und zu erweichen. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, bedarf es eines Dirigenten, der den an ihn gestellten Anforderungen genügt. Jeder Dirigent sollte ein Instrument spielen können, was ihm wesentlich die Arbeit erleichtern würde. Er muß beständig an seiner weiteren Fortbildung auf diesem Gebiete arbeiten, und da es heute für uns schwer ist, gediegene christliche Fachschriften aus dem Auslande zu beziehen, so müßten des öfteren Dirigentenkurse abgehalten werden, wo unter Anleitung von mehr erfahrenen Dirigenten die jüngeren Kräfte herangebildet werden. Diese Kurse dürfen nicht den Charakter des Gelegentlichen tragen, sondern müssen systematisch abgehalten werden

ohl hatten die 2-tägigen Konferenzen eine ine Bedeutung für unsere Dirigenten, aber ge- hnlich, wenn sich die Decke der Unwissenheit von en Augen heben wollte, wenn das Interesse weckt war, war die Zeit um, und man fuhr seinander, um nach einem Jahr genau wieder n Anfang zu beginnen, und dadurch sind die eisten unserer Dirigenten nicht über das A im BC hinausgekommen. Die Kurse müssen we- gstens 14 Tage bis zu einem Monat anhalten d systematisch ein Unterricht im Taktieren, armonie- und Modulationslehre, Vokalmusik usw. teilt werden. Man sollte diesen Kursen die größte ufmerksamkeit schenken. Aber nicht nur das. ie auf den Bundeskonferenzen gewöhnlich eine redigerliste aufgestellt wurde, so sollte man es uch auf dem Gebiete des Chorgesanges tun. Wie eut sich die Gemeinde und ist erbaut vom esuche lieber Brüder, die ihr mit Gottes Wort enen: nicht weniger wird ein Chor gestärkt und ufgerichtet, wenn er Besuche empfangen kann, e so speziell auf seine Nöte und Wünsche ein- gehen verstehen. Ich möchte es darum der undeskonferenz warm ans Herz legen, doch ja icht diesen Zweig der Reichgottesarbeit neben- ächlich zu behandeln.

Über spezielle Arbeit auf diesem Gebiete: Ein- bung und Vortrag der Lieder, Verhaltnis von Dirigent und Sänger zu einander usw. will ich ich hier nicht weiter ausbreiten, da es nicht on allgemeinem Interesse sein dürfte, aber noch inen Umstand will ich berühren, der heute von rößter Bedeutung ist. Unsere Jugend lebt in ner ganz anderen Zeit, als wir vor 25 Jahren. anz andere Anforderungen werden an sie ge- ellt, ganz andere Erfahrungen und Erlebnisse aben sie zu verzeichnen. Wie erwarten, daß unsere Jugend, von der eine Kundgebung ihrer Überzeugung heute mehr verlangt wird als von uns, besonders fest und stark sei. Sie ist heute das Bollwerk, welches vom Zeitgeist gestürmt wird, sie ist unsere Hoffnung für die Zukunft. Was tun wir, um diese unsere Feste zu stärken, sie zu vervollkommnen, sie mit den Mitteln zu dem erbitterten Kampfe auszurüsten? Wenn wir ältere Leute unseren Glauben bekennen, so hat das heute wenig Bedeutung, über uns ist der Stab gebrochen, mit uns ist „Hopfen und Malz" verloren, aber anders verhält man sich zu unse- rer Jugend, welche vor so großen Verwirrungen gerettet werden soll.

Um unsere Jugend zu diesem Kampfe einer- seits vorzubereiten, andererseits es ihr in unserer Mitte angenehm zu machen, damit sie keine an- dere Gesellschaft aufsucht, welche ihr mehr bietet, müssen wir die Gesangübungen nach einer ande- ren Seite hin ausnützen als nur zum Einüben von Liedern. Mit den Singstunden verbunden sollten Lesestunden, Vorträge, besonders über die Fragen, welche heute so brennend sind, eingerich- tet werden, damit diese Stunden zum wirklichen edlen Genuße werden. Ich würde zu diesem Zwecke entschieden einen Extra-Abend in der Woche empfehlen, wo das schöne deutsche Volks- lied gepflegt werden könnte, wo die ganze Jugend dran teilnehmen und so sich die einzelnen Stim- men für die Gemeindechöre entwickeln könnten. An diesem Abend könnte der Jugend so viel ge- boten werden, daß sie Stoff für eine ganze Woche genug hätte. Die Art und Weise der Jugend- beschäftigung muß natürlich jedem Leiter über- lassen werden. Gebe Gott uns die Männer, die unsere Jugend verstehen und ein Herz für sie haben, um ihr das zu geben, was ihr not tut.

Statistik

über den Bestand der Gemeinden in der Krim zum 1. September 1925.

Gemeindegliederzahl der alten (Kirchen) Gemeinden			Gemeindegliederzahl der Brüdergemeinde			Gemeindegliederzahl der evangelischen Gemeinde		
Männl.	Weibl.	Total	Männl.	Weibl.	Total	Männl.	Weibl.	Total
706	758	1.464	198	267	465	88	118	206

Dazu gehörig:

1.488	453	228

Gesamtzahl der Mennoniten in der Krim: 4.304.

V. Christliche Erzählungen.

„Wie der Hirsch…“

Erzählung eines Optimisten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es waren schwere, trübe Tage, die in das Haus des alten Matthies nun eingekehrt waren, Tage des Schmerzes. Nicht des lauten Schmerzes, der sich in viel Klagen, in vielen Tränen bekundet, nein, des verborgenen Leides, da tief im Herzen eine offene Wunde nicht aufhören will zu bluten, da die Augen wohl trokken bleiben, aber im Blick sich ein unsagbar großer Schmerz abspiegelt. Sie haben nicht viel über ihren toten Sohn gesprochen, die beiden Alten. Wiederholt ist es vorgekommen, daß einer den andern vor dem Bilde des Toten, das in der großen Stube an der Wand hing, stehend, in Gedanken versunken, gefunden. Aber auch dann haben sie nicht viel Worte miteinander gewechselt, doch tieftraurig haben sie sich angeschaut: er kommt nie wieder, unser Junge kommt nie wieder! —

Und so war ein Jahr und noch ein Jahr vergangen. Und da haben sie an einem regnerischen Herbstnachmittage des alten Matthies Frau zum Gottesacker hinausgetragen. Still, wie sie selbst in den letzten Jahren gewesen, war auch der Tod zu ihr gekommen: ohne großen körperlichen Leiden, wie ein guter Freund, der sie ins bessere Jenseits geleiten wollte. Sie hatte noch den Abend vorher ihren Mann mit schwacher Stimme ans Bett gerufen, hatte seine Hand genommen und immer wieder gestreichelt. „Du, mein Lieber, Guter, nun bleibst du bald ganz allein zurück … aber nicht lange, dann kommst du nach. Sei nur nicht verzagt, es muß doch noch alles gut werden. Der Heiland hat's versprochen, Er wird auch Wort halten. Ihm habe ich mich ganz anvertraut. Schwer ist es mir geworden, bei Ihm auszuharren in den Tagen, da Er uns hat diesen dunkeln Weg durch die Leiden gehen lassen. Doch der Herr hat auch da mir durchgeholfen. Jetzt weiß ich, daß, die Er lieb hat, die züchtiget Er. Ja, Er muß die Menschen züchtigen, wenn sie nicht sollen rettungslos verloren gehen. O wie kann ich jetzt meinem Heiland auch für die Kreuzestage danken. Komm, wollen doch zusammen beten…“ Und dann hatte sie gebetet, so inbrünstig und doch so kindlich. Kindlich hatte sie dem Vater im Himmel gedankt für all Seine Liebe u[nd] Fürsorge, die Er so reichlich an ihr bewiese[n] in ihrem ganzen Leben. Kindlich hatte sie ih[m] gedankt, daß Er sie durch den Tod Seines So[h]nes von den Schrecken des Todes erlöst, daß E[r] ihr die vielen Sünden aus lauter Liebe ve[r]geben und sie nun ruhig ihrem Sterbestündle[in] entgegensehen dürfe. Schließlich hatte sie f[ür] ihren Mann gebetet, der Herr möge auch ih[m] Seinen wunderbaren Frieden schmecken lasse[n], nach dem sich das menschliche Herz so sehr sehn[t], den es aber nur in Jesu finden könne…

So hatte sie noch für ihn gebetet, und a[m] nächsten Morgen war sie tot. Und jetzt … jetzt ist er allein geblieben, allein, mutterseelen[allein] in der großen, weiten Welt.

Mutterseelenallein! Ein tieftrauriges Wo[rt]. Ein Wort, wie es wohl nur die gemütsvol[le] deutsche Sprache besitzt. Ein Wort, das ga[r] nicht so leicht in einer anderen Sprache wieder[zu]geben ist. Mutterseelenallein! Bist du es auc[h], lieber Leser? Hast du keinen Menschen, de[m] du dein Leid, dein schweres Leid sagen kannst? Sehnt sich dein Herz nach einem solchen Men[]schen? Dann kannst du den alten Matthie[s] dort auf dem stillen Kirchhof verstehen, de[r] sich auf den Grabeshügel seiner Frau gese[tzt] hat und nun vor sich hinstarrt. Allein, ga[nz] allein!

Und da, da geschieht etwas, worüber er si[ch] in diesem Augenblick garnicht Rechenschaft gib[t], wie es gekommen. Es mag ihn wohl der Ge[]danke des Alleinseins darauf gebracht haben. Es fällt ihm plötzlich der alte König Salom[o] ein, von dem sein Lehrer vor jenen vielen Jah[]ren in der Schule eine Sage erzählt hat. Wi[e] war sie doch nur? Und er gibt sich dieser Erinnerung hin. Es mag dir, lieber Leser, im Le[]ben ähnlich ergangen sein: ein vertrocknetes Blatt in einem deiner Bücher, der Ton einer Stimme, eine lange nicht gesehene Landschaf[t] zauberten plötzlich vor dein geistiges Auge Bil[]der und Menschen aus längst vergangenen, oft schon vergessenen Tagen. Der alte Matthies sieht sich als kleinen Knaben in der Schulstube und hört den Schulmeister erzählen:

„Er war eines Tages sehr unzufrieden gewesen, der König Salomo. Wohl war er reich, sehr reich. Wohl war er angesehen als einer der weisesten Männer seiner Zeit. Wohl hatte er einen rühmlichen Namen bei seinen Mitmenschen. Da überfiel ihn der Gedanke, daß doch auch für ihn die Stunde kommen werde, da er all sein Hab und Gut werde verlassen müssen, denn es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben.

Bei diesem Gedanken war sein Herz voll Bitterkeit, und er fing an zu klagen und zu zagen. Da erschien ihm eine lichte Engelsgestalt, trat an ihn heran und sprach: „Was grämst du dich? Ich komme aus der Ewigkeit, vom Throne des Allmächtigen. Er hat deine Klagen gehört und will sie verstummen lassen. Hier (und der Engel stellte vor den trauernden König ein silberglänzendes Gefäß) ist Wasser des Lebens. Wer dieses Wasser trinkt, stirbt nimmermehr. Merke dir: der kann nicht sterben. Du darfst von diesem köstlichen Wasser trinken. Und nun handle nach eigener Wahl: Leben und Tod liegen in deinen Händen."

So schnell, wie er gekommen, verschwand der Engel. Betroffen schaute der König die glänzende Schüssel an. Nun hatte er, was er wollte. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, und dann würde er leben, ewig leben. Ein herrlicher Gedanke! Aber warum betonte der Himmelsbote: wer davon trinkt, der kann nicht sterben? Liegt denn eine gewisse Gefahr darin, ewig leben zu müssen? Mit unruhigem Herzen sah er nach dem verführerischen Gefäß. Nun — er wollte sich Zeit lassen, um zu einem Entschlusse zu kommen.

Er ließ seine Räte kommen und fragte sie um ihre Meinung. Sie rieten, ohne zu bedenken, von dieser köstlichen Flüssigkeit zu trinken, um dann ewig leben zu können. Nur einer war still geblieben, der älteste und der erfahrenste von allen. „Gebieter, dürfen auch andere von diesem Ewigkeitswasser trinken?" fragte er endlich den König. „Nein, der Engel gab nur mir die Erlaubnis." „Nun, wenn dem so ist," sprach der ehrwürdige Greis, wenn nur du von diesem Wasser trinken wirst, dann wirst du erleben, daß deine Gattin, deine Söhne und Töchter zu Grabe getragen werden, ja deine Kindeskinder wirst du dahinsterben sehen. Auch deine Freunde, deine treuen Räte, werden den Erdboden verlassen, du aber wirst leben. Und neue Geschlechter, neue Menschen werden kommen. Menschen mit neuen Gedanken und Wünschen. Menschen mit neuem Sinnen und Trachten. Menschen, die dich nicht verstehen werden, und die du nicht wirst verstehen können. O König, dann wirst du einem dürren Baumstamme gleichen, der einsam trauernd in der Wüste steht, und an dem, weil er ohne Blätter, die Pilger schnell vorübereilen, ohne ihn besonders beachtet zu haben. Mein Gebieter, das Leben des Einsamen ist eitel Traurigkeit und Jammer." Ja, ja, gerade so hatte der Lehrer damals in der Schule gesagt: „Das Leben des Einsamen ist eitel Traurigkeit und Jammer." O das kann der alte Matthies jetzt nach fünfzig Jahren so recht verstehen, jetzt, wo er selbst einsam und verlassen im Leben dasteht. Jetzt kann er den König Salomo auch in seinem Entschlusse verstehen, was er damals als kleiner Bube nicht begreifen konnte und töricht nannte. Ja, der König hatte recht gehandelt, als er das Wasser ausgeschüttet, ohne davon getrunken zu haben. Er würde ähnlich gehandelt haben, denn er hat es satt, dieses einsame Dahinleben ohne Zweck, ohne Ziel vor Augen.

Was hatte ihm das Leben gebracht? Viel Arbeit, viel Sorgen, viel Kämpfen und Ringen. Und nun? Was ist nun sein Leben? Es ist bald ausgelebt, das weiß er: das sagen ihm seine grauen Haare, das sagt ihm sein müder Körper. Bald, bald ist sein Leben zu Ende. Und dann? Was erwartet ihn dann? Das offene dunkele Grab, die letzte Ruhestätte der Menschen hier auf Erden. Aber ist damit alles aus? Ist das geheimnisvolle Grab das Endziel eines jeden Menschenlebens? Ist das der ganze Sinn des menschlichen Lebens? Wozu lebt denn eigentlich der Mensch? Was hilft ihm all sein Arbeiten, Mühen und Entsagen, wenn er schließlich, ins dunkle Grab versenkt, dem Prozeß der Verwesung unterworfen ist. In solchem Falle ist *der* Mensch der klügste zu nennen, der, um allen bitteren Leiden, schweren Krankheiten, qualvollen Sorgen zu entgehen, vor der Zeit seinem Leben ein Ende macht. Denn leben, um nur zu sterben, wahrlich ein solches Leben verdient nicht, gelebt zu werden... Ja, aber was ist denn eigentlich der Zweck eines menschlichen Daseins? Was erwartet den Menschen nach seinem Tode?..

Grübelnd schaut der alte Matthies auf den Grabeshügel seiner Frau. Wer weiß, ob es mit ihr nun ganz aus ist? Wer weiß, wo ihre denkende, empfindende Seele ist? Auch sie hat gelebt, gelebt wie viele andere, auch sie hat des Lebens Schwere reichlich erfahren müssen. Und nun:

„Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach das Gericht," so hat der Prediger an der Leiche seiner Frau gepredigt. Sie

ist gestorben, und jetzt? Schlummert sie einem herrlichen Auferstehungsmorgen entgegen? Wartet sie auf das kommende Gericht?

„Danach das Gericht...“ O wenn es wahr ist, wenn es einen richtenden Gott gibt, dann hat sie nicht umsonst so schwere Seelenkämpfe durchlebt, bis sie zur Gewißheit gekommen, daß dieser Gott ihr das viele begangene Unrecht verziehen habe. Dann ist sie dem furchtbaren Gericht entgangen. Aber er, der alte Matthies, wenn er einmal sollte vor dieses göttliche Gericht kommen, würde es ihm ähnlich ergehen?

Es heißt in der Heiligen Schrift: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ Wem hat er gelebt? Welchem Gott hat er gedient? Reich hat er werden wollen, viel Geld hat er erlangen wollen. Das war sein Gott, das war sein Götze, dem er seine Kraft und Zeit, ja dem er seine Gesundheit geopfert hat. Und was hat ihm dieser Gott gegeben? Da sitzt er am Abend seines Lebens als verbrauchter Mann, freudlos und liebeleer, und im Herzen den nagenden Wurm des unruhigen Gewissens, die bange Gewissensfrage: „Hast du, Matthies, deine Lebensaufgabe erfüllt? Was erwartet dich nun nach dem Tode?“

Laut stöhnt der alte Mann auf. Angst, furchtbare Angst, Angst wie grauer gespensterhafter Nebel steigt in seinem Herzen auf: „Soll ich wirklich diesem Gericht verfallen sein, aus dem es kein Entrinnen gibt? Ist für mich keine Rettung, kein Ausweg da? Aber ich will nicht ins Verderben. Nein, ich will nicht ins Verderben...“

In seiner Seelenangst wirft er sich auf die Knie und schreit laut auf: „Ich will nicht verloren gehen. Gott, ich will nicht verloren gehen.“ Es ist, als ob dieser Schrei ihn selbst erschreckt. Er wird still, richtet sich auf und blickt um sich. Er ist allein. Allein, und doch nicht allein. Als ob seine Seele schon jahrelang auf diesen Schrei aus tiefstem Herzensgrunde gewartet. Nun ist sie erwacht und läßt sein geängstetes Gemüt nicht mehr zur Ruhe kommen. „Du, Matthies, hast viel versäumt, viel verschuldet in deinem langen Leben. Du hast Gottes Wort reichlich gehört und daraus seinen göttlichen Willen erkennen können. Doch du bist seiner Stimme nicht gefolgt, hast Seine Warnungen an deinem Ohr vorübergehen lassen. Nun ist die Zeit, die dir gesetzt ist, bald um. Was willst du mit deinem verschuldeten Leben tun?..“

Und in seinem Gedächtnis wird eine Erinnerung wach. Eine Erinnerung, die sein unruhiges Gewissen noch unruhiger werden läßt. Er sieht vor sich eine Frau, eine bittende weinende Witwe. Sie war zu ihm gekommen, um ihn zu bitten, um ihn zu bewegen, Erbarmen mit ihr und mit ihren Kindern zu haben. Ihr Mann hatte seiner Zeit beim alten Matthies eine größere Geldsumme geliehen. Da war der Krieg gekommen. Der Mann wurde eingezogen, die Wirtschaft war in seiner Abwesenheit schlecht besorgt worden. Und als er aus dem Dienst nach Hause gekommen war, da hatte er dem alten Matthies die Schuld nicht abzahlen können. In der Typhusepidemie war auch er von der furchtbaren Krankheit überfallen und hingerafft worden. Und nun stand seine Frau vor dem alten Matthies und bat ihn flehentlich, sie doch nicht an den Bettelstab zu bringen. Der alte Matthies aber hatte ein hartes Herz und ein kaltes Gemüt. „Ich bin niemandem etwas schuldig, und mir soll auch niemand etwas schuldig bleiben“, hatte er der weinenden Witwe gesagt. Und er war hart geblieben, auch dann, als die arme Frau hatte ihr Hab und Gut veräußern und in die Fremde fortziehen müssen. Es war dieses vor vielen Jahren gewesen. Aber heute durchlebt er im Geiste die Vergangenheit wieder. Ja sein ganzes Sünderleben durchlebt er heute. Und er sieht den gepeinigten Blick der unglücklichen Frau auf sich gerichtet, und er hört ihre bittende Stimme wieder: „Matthies, habe doch Erbarmen mit mir! Sei doch barmherzig!“ Er ist es nicht gewesen, und heute? Heute erwartet er von seinem himmlischen Richter Erbarmen, denn er will ja nicht ins Verderben gehen...

„Es wird aber ein unbarmherzig Gericht ergehen über den, der nicht Barmherzigkeit getan hat.“ Irgendwo in der Bibel steht dieses Wort, das weiß er. Und nun durchzuckt ihn der Gedanke: ich muß alles wieder gut machen. Er will es auch, ja unbedingt. Doch er hatte sagen hören, die Frau sei in der Fremde gestorben. Wenn es wirklich so ist, kann er es noch gut machen und Barmherzigkeit üben dort, wo er unbarmherzig gewesen ist? Nun er will den verwaisten Kindern helfen, er will sich ihrer väterlich annehmen. Ja, das will er, und, wenn der alte Matthies etwas will, dann führt er es auch in der Regel durch. Aber — und nun steigt in ihm wieder das furchtbare Angstgefühl auf — aber wenn er, bevor er die Kinder hat finden können, sterben wird. Was dann? Dann ist er rettungslos verloren... verloren...

„O Gott, hab doch Erbarmen mit mir. Laß mich nicht untergehen.“ Kann ihm denn niemand helfen? O er möchte doch so gern

rettet werden. Er möchte leben, leben,
ben...

Wie hat der Prediger heute in der Predigt
mer wieder gesagt: „Wen da dürstet, der
mme; und wer da will, nehme das Wasser
s Lebens umsonst."

O er will es nehmen, denn ihn dürstet
ch Frieden, nach Ruhe für sein unruhiges
rz. Er will nehmen, aber darf er auch
hmen? Liegt nicht zwischen ihm und die-
r Quelle des Lebens eine alte, erbarmungs-
se Schuld? Und doch heißt es da: der
hme das Wasser des Lebens umsonst. Um-
nst? Ganz umsonst? Ohne Verdienst?
ollte es wirklich möglich sein? Sollte das
e ersehnte Rettung sein: zum Heiland zu
ten und Ihn um seine Gnade anzuflehen?
ollte der Weg zum Frieden wirklich so ein-
ch sein?

Seine Frau hatte in den schweren Stunden
res Lebens, wenn die Anfechtungen an sie
rangetreten waren, sich auf den Spruch ge-
ützt: „Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir
rieden hätten, und durch seine Wunden sind
ir geheilt". Und sie war jedesmal wieder
oh geworden. Sollte das nun auch für ihn,
n alten Matthies, die erlösende Antwort
uf sein banges Fragen nach Ruhe seiner
eele sein? „Die Strafe liegt auf ihm!"
berwältigt von diesem Gedanken, der ihm
neu und so groß erscheint, sinkt er in die
nie und weint, weint wie ein kleines Kind
n der Mutter Brust. Es ist dieses nicht ein
ostloses Weinen, da man am Rande der
erzweiflung steht und keine Hoffnung für die
ukunft hat. Nein, wie ein Kind unter dem
östenden Zuspruch der Mutter an ihren
rust all seinen Schmerz ausweint und ihm
s dabei immer leichter um die Seele wird,
weint der alte Matthies auf dem Grabe
einer Frau heiße Tränen: Tränen der auf-
ichtigen Buße, aber auch Tränen der dank-
aren Liebe.

„O Heiland, nun habe ich es erfaßt, nun
abe ich es endlich verstanden, das Wörtchen:
msonst. Ich war durstig, Du hast meinen
urst gestillt. Heiland, ich danke Dir"...

Still ist es auf dem Kirchhofe. Der Him-
nel hat sich mit grauen Wolken bedeckt, und
hon fallen die ersten Tropfen eines erfri-
henden Frühlingsregens. Aus der Ferne
hört man Kinderstimmen singen. Der leichte Wind trägt die Töne des Gesanges weit hinaus in Gottes wunderbar schöne Natur.

„Jesus, Dir zu singen,
Macht uns wohlgemut.
Drum laßt froh erklingen:
Gott, ja Gott ist gut",

so klingt es aus frischem Kindermunde. Und ein alter faltiger Mund dort auf dem Kirchhofe flüstert leise nach:

„Gott, ja Gott ist gut".

Und wieder ist es still geworden, ganz still. In dieser Stille aber erlebt dort der einsame Mann eine heilige Stunde, erlebt er seinen Gott...

„Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu Dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?"

„Harre auf Gott! denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist." (Psalm 42.)

. . . .

Und er ist ein anderer, ein ganz anderer geworden, der alte Matthies. Nachdem er die vergebende Stimme seines Meisters: „Friede sei mit dir" gehört, ist er im wahren Sinne des Worts ein Menschenfreund geworden, den die dienende Liebe seines Heilandes treibet, gleicherweise Gutes zu tun, wo und wie er eben nur kann. Nicht nur sein Gelübde, den Kindern der armen Witwe zu helfen, hat er sofort ausgeführt, nein, überall, wo er nur eine Verpflichtung, irgend eine Unterlassungssünde aus früheren Tagen weiß, da sieht er es nun als seine Aufgabe an, nach Möglichkeit alles gut zu machen.

Doch ist es nicht Werkgerechtigkeit, nach der er strebt. O nein! Der Grund, auf dem er nun steht, der Grund, auf dem er sein ferneres Leben zu führen gedenkt, ist das Wort des Apostels Petrus in seinem ersten Brief: „Setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi."

Das ist in kurzen Worten das Glaubensbekenntnis des alten Matthies.